

74). Um diesen Wandel zu erfassen, kann sich K.s *Legal Semiotics* als die Methode der Methoden erweisen, denn es gilt, nicht aus der Warte einer historischen bzw. gesellschaftlichen Perspektive eine andere zu qualifizieren. Neue Bilder von etwas (Land) weben sich ein (als neue Beobachtungen) in andere Diskurse, kurz: in *community*. Und dies ist ein ästhetischer Vorgang. Da dies nun ein lebendiger Vorgang ohne Fixierungspunkte ist, also ein immer komplexeres Gewebe („Text“), ist gerade die semiotische Ästhetik als Methode der Entdeckung nützlich (69).

Was reguliert einen solchen Wandel (Kap. 5)? Für P. ist klar, daß bei allem tychistischen Zufall ein regulatives Prinzip die Wahrheitsfindung an der Erkenntnis erklären muß. Utopie, wenigstens die des hl. Thomas Morus (weniger die Marxsche), war so eine regulative Gesellschafts-Idee des Nirgendes und Nie. Die Forschergemeinschaft selbst ist nach P. so ein offenes, pluralistisches und evolvierendes Zeichensystem. Auch Gesellschaften brauchen ein ihnen eigenes Evolutionsprinzip, das hier das Gesetz ist. Darin hält sich jede Gesellschaft ihren normativen und lebenden Mythos, ihr Utopia, spiegelhaft vor Augen (78). Mit der Forschung teilt das Gesetz die Eigenschaft, daß beide sich nicht einfach entwickeln, sondern vielmehr geschaffen werden, d. h. aufgeteilt, umgeformt durch den Prozeß (81). Sowohl utopische Vision und Gesetz wie auch Wahrheitsfindung sind solch ein Prozeß. – Kap. 6 setzt sich auseinander mit der Critical Legal Theory, deren nichtpragmatische Utopisten danach verlangen, wünschen zu können, was verlorene Möglichkeiten waren, die gegen die überstarke Chiffre ‚American Way‘ nie ans Licht kamen (Brennpunkte: Verträge zwischen Indianern und US). Die ‚Crits‘ stehen dabei auf der Seite derer, die Gesetze grundsätzlich als das menschliche Werte Reduktive ansehen. K. sieht eher das legale Potential des zwischenkulturellen Austausches. Verträge seien das Instrument, das im Falle der Indianerverträge zwar inkompatible Begriffe von ‚Land-Besitz‘ bereinigte, indem einer obsiegt (der US-‚Besitz‘ nämlich); dennoch hätten die Indianer etwas für ihr Land bekommen: Interessen (106), einklagbare Ansprüche. = Funktion von Fiktionen, im 7. Kap.: Egal ob es sich um jene primitive der gemeinsamen Geburt handelt oder jene moderne Illusion von Stabilität eines konstanten, kanonischen Gesetzessystems (111), sie müssen alle einmal neu fingiert werden. Jedes autoritäre Zeichensystem wird durch ‚Spielverderberei‘ verändert: „*societies are states only*“ (117), gehalten durch Illusion ihrer Stabilität. Zu evolvierenden Zeichensystemen werden sie, wenn sich (P.s) Kontinuum auswirkt (119). Sprachkonfusionen sind also wichtig, damit ein Gesetzessystem *established law* durch neue legale Fiktionen sich ändern kann *extemporary decrees* (K. inspiriert von Hayek). Kontinuum im Gesetzesdiskurs heißt, daß er immerzu Spuren seiner Vergangenheit, seines symbolischen Wachstumsprozesses in sich trägt (123). Teil III (Kap. 8–11) bringt spezifischere rechtsphilosophische Probleme, Teil IV. Essays zu Randthemen und Teil V ästhetische Essays.

J. EHRAT S. J.

ZANI, MAURIZIO, *Invito al pensiero di Simone Weil* (Invito al pensiero 18). Mailand: Mursia 1994, 225 S.

Unter den kleineren Einführungsschriften in das Denken S. Weils ragt dieses Buch von Z. heraus, weil es in der Tat in einer Übersicht alle Aspekte des Weilschen Denkens berücksichtigt. Dabei wird im 1. Teil vor allem auch die philosophische Gedankenentwicklung so dargestellt, daß ihr Zusammenhang mit dem Kontext erlebter Erfahrung sichtbar wird (11–56). Der 2. Teil bringt eine Analyse eines jeden Werkes S. Weils, und zwar mit dem Ziel, ihre äußerst kritische Lektüre des Marxismus herauszustellen, die dann in eine Begegnung mit der christlichen Mystik übergeht. Z. schreibt diese Werkanalyse in den Rahmen einer Weilschen Philosophie „spirituellen Personalismus“ ein, der aber gerade die Kritik eines emphatischen Personbegriffs mitumfaßt (57–156). Dies zeigt dann besonders der 3. Teil, wo die Hauptthemen dieses Weilschen Denkens entfaltet werden: Unglück, Dekreation, Notwendigkeit, Lektüre, Aufmerksamkeit, wobei auch die philosophiegeschichtlichen Bezüge wie Platon, Pythagoräer, Stoa, klassisches und modernes Denken berücksichtigt werden (157–190).

Besonders hervorzuheben sind in Z.s Untersuchung wichtige epistemologische Problembereiche, die von der religiös orientierten Weilrezeption oft übersehen werden: die

Frage der Analogie in Wissenschaft, Wahrnehmung und Kunst; die Symmetrie zwischen der logischen Struktur des Absurden und der Realität, die wiederum mit dem „Gottesbeweis“ durch die Liebe allein zusammenhängt. Ein Höhepunkt dieses Teils ist die These des Autors S. 189 f., daß allein die formalen Wissenschaften wie Mathematik und Physik dem Menschen einen realen Freiheitsraum gewähren, um das Werk der „Dekreation“ von Ich und Selbst durch die Gnade letztlich vollziehen zu lassen. Denn diese Wissenschaften bilden eine reine Realitätsbetrachtung ohne subjektive Ich-Anteile nach S. Weil. – Wo dieses Buch schließlich auch erneuert, ist der Schlußteil (191–202) über die wichtigsten Interpretationsversuche, die Weils Werk im Zusammenhang mit der europäischen Philosophie und Kultur sehen (u.a. Del Noce, Przywara, Vetö, Kühn, Winch, McLellan). Diese Arbeiten haben eine wirkliche Entdeckung der Komplexität der Weilschen Philosophie erlaubt, die nicht einfach als ein Anhang ihres religiösen Denkens verstanden werden kann. Eine ausführliche Bibliographie der Weilschen Schriften, italienischer Übersetzungen (zahlreicher als die deutschen) und der internationalen Weil-Literatur beendet dieses Buch, wobei folgende Einteilung zusätzlich eine gute Hilfe bietet: Biographie und geistige Entwicklung, religiöses Denken, philosophisches Denken, Bezug zur griechischen und modernen Philosophie, politisch-soziales Denken, Literatur(kritik). – Wir möchten diese Rezension auch nutzen, um auf den soeben erschienenen Band der „Cahiers I“ (1933–1941) in den „Oeuvres Complètes“ S. Weils (t. VI: Paris, Gallimard 1994) hinzuweisen. Im Deutschen liegen vor: Cahiers/Aufzeichnungen Bd. 1 u. 2 (München, Hanser 1991 u. 1993). Mit diesen, jetzt erstmals *kritisch* edierten Aufzeichnungen und Reflexionen ist es jedem Leser möglich, in die tatsächlichen Intentionen S. Weils tiefer einzudringen und sich nicht mehr nur auf Kommentare verlassen zu müssen.

R. KOHN

KISIEL, THEODORE, *The Genesis of Heidegger's „Being and Time“*. Berkeley–Los Angeles–London: University of California Press 1993. 600 S.

Heideggers „Sein und Zeit“ (SuZ, als Torso veröffentlicht 1927) ist eines der meist-kommentierten und doch auch vieldeutigsten philosophischen Werke des 20. Jahrhunderts. Seit dem Erscheinen der meisten Vorlesungen in Freiburg und Marburg, die seiner Publikation vorausgingen, sowie einiger anderer Texte (vor allem: Jaspers-Rezension; Natorp-Bericht) ist es leichter, dieses ungeheuer komplexe Buch einigermaßen zu verstehen. K. hat sich nun daran gemacht, alle öffentlich verfügbaren Quellen (und dazu zahlreiche andere) für eine Genealogie der Grundbegriffe von SuZ auszuwerten. Seine Absicht war, deutlich zu machen, „warum und wie die verschiedenen Begriffsgestalten sich bilden, wie sie dann teils wieder verworfen, teils ersetzt oder umgemodelt werden, bis sie schließlich ihren Platz im Gefüge von SuZ finden, – wie Leitfäden brüsk abgeschnitten werden, um dann später evtl. wieder aufgenommen zu werden, wie einzelne Projekte ganz aufgegeben, Vorhaben unausgeführt bleiben oder umgepolt werden, welche Sackgassen gegangen werden“ (3). Das Ergebnis ist ein imposantes Buch, das nicht nur das Werk „SuZ“ besser verstehen läßt, sondern dieses „Werk“ auch als – z.T. eher zufällig so ausgefallenes – Zwischenprodukt des H.schen Denkwegs deutlich werden läßt. – K. unterscheidet drei Etappen des Weges hin zu SuZ: Die erste geht von der Habilitationsschrift (1915) bis zum SS 1921 (*Durchbruch zum Thema*: 13–219); die zweite (*Konfrontation mit der Tradition der Ontologie*: 221–307) ist gekennzeichnet durch die Aristotelesvorlesungen von 1921 bis zum WS 1924/25; die dritte Etappe liegt schon auf der Zielgeraden und behandelt „drei Fassungen“ von SuZ, bis hin zum so betitelten Buch.

*Teil I*: An den Anfang stellt K. Heideggers (H.s) Vorlesung aus dem „Kriegsnotemester“ Anfang 1919. In dieser sieht K., zu Recht, die erste klare Manifestation dessen, was dann „H.“ sein wird. Trotz ihrer rohen und unfertigen Manier enthält sie die Keime alles Kommenden, ja enthält Ansätze, auf die H. nach dem Scheitern des allzu „scholastischen“ Ansatzes von SuZ für seine „Kehre“ zurückgreifen konnte, insbesondere die impersonalen Sachverhalte wie „es gibt“ und „es waltet“, in denen die Passivität der Sinnkonstitution zum Ausbruch kommt (3. 10. 451. 459). Immer wieder zieht deshalb K. in seiner Darstellung der Denkgeschichte H.s diese Jugendvorlesung